

Regiment im Regen

Autor(en): **Wiedmer, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Für die Heimat : Jurablätter von der Aare zum Rhein**

Band (Jahr): **2 (1939-1940)**

Heft 5

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-861137>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Heimkehr

Zeichnung aus der Abschieds- u. Dankesurkunde der soloth. Regierung an soloth. Wehrmänner des Sonderbundsfeldzuges 1847.

Regiment im Regen.

Von Emil Wiedmer.

Es war, als hätte die verdriessliche, graue, monotone Folge der letzten Regentage die Erinnerung an die Soldatenköstlichkeiten: Sonnenschein und trockene Wege, ganz begraben und zugedeckt. So weit man fröstelnd und unfroh zurückdenken mochte: nichts wie Nässe, nichts wie tiefende Erde, feuchte Luft und tiefhängender, bleierner Himmel mit unendlichen, ununterbrochenen Regengüssen, Stunde um Stunde, Tag und Nacht, am Morgen und am Abend und am Mittag.

So waren sie nun schon den sechsten Tag unterwegs. Oder war es länger her? Oder mochte doch noch nicht so viel Zeit verstrichen sein? Teufel auch, wer konnte das genau wissen? Das Gedächtnis schlammig, ein Brei, eingeregnet, überschwemmt, einfach ersoffen.

Heute morgen, zur Zeit der Tagwache — jetzt erinnerte man sich wieder daran mit einem dünnen, mageren Lächeln, mit einem Lächeln, das nur den einen grossen Mangel hatte: es wärmte nicht — da hatten alle noch mitgelacht, wie ein Spassvogel, allen voran dem Stroh entschlüpft, vor das Scheunentor zum Ausguck nach dem Wetter gesprungen war und von draussen über

die Reihen der säumigen, schläfrigen Kameraden weg gewiebert hatte, dass sie mit einem Ruck die Decken von sich warfen und in die Höhe fuhren und plötzlich sehr wach auf den Beinen standen: «Gott sei Dank, endlich wieder einmal Regen!»

Aber auch dies lag nun schon recht weit hinter ihnen, begraben von dem öden Einerlei der nachfolgenden Stunden, und hatte keine Kraft mehr.

An was konnte man sich halten, womit sich erwärmen und aufrichten? An welchem Strohhälmen und Fädchen Freude? Ach, alle Freude war einem einfach verregnet, ein Greuel, nass, verschmiert, leblos, erstickt und ertrunken. Die Köpfe ducken sich unter den harten Käppis tief in die Schultern hinein, als wollten sie sich verkriechen. Wie eingerammt, festgekeilt hocken sie da, mit finsternen, spitzigen, drohenden, verwaschenen Gesichtern, und blicken weder rechts noch links, machen keine Bewegung, nach oben nicht und nicht nach unten. Starr, geradeaus stieren die Augen, als gälte es, sich im Nacken des trottsenden Vordermannes festzubeissen.

Die Leibwäsche, die Kleider — ein widerlich ausdünstender, unangenehm

lauer, klebiger Brei. Wie Würmer, kriechend, fühlt es sich an, die Glieder hinauf- und hinunterkrabbelnd. Pfui! Man dehnte, blähte und plusterte, wie Hühnervolk, hin und wieder den Leib, bloss um Lebendiges zu spüren. Aber rasch stürzte die Ohnmacht darüber hin: alles wieder wie zuvor.

Die Gegend, die Landschaft! Oh, oh! Nur Wasser, Wasser überall. Der Marsch ging auf guten Wegen und Weglein, Strassen und Strässchen hinauf und hinunter, an tropfenden Bäumen und Gärten vorbei, quer durch einen Zipfel des Vaterlandes. Und manchmal auch mitten durch Wiesen, Ackerland und Wälder, Berge und Hügel empor und wieder steil in kleine, langweilige Tälchen hinab. Aber die Aufmerksamkeit, sonst immer sprunghaft wach, die Aufmerksamkeit für die Umgebung, für alle Nähe und Ferne, die der Durchmarsch berührte, war gänzlich von ihnen gegliedert.

Fröhlichkeit und Frohmütigkeit waren aus allen gewichen. Das Blut dick, schwer und mürrisch. Wer mochte noch herzlich lachen? Wer? Tücke, Neid, Hass und Wut kriechen in ihre Herzen und durchwühlen sie. Durch alle Poren der Haut schlüpfen diese Bestien, ein verpestetes Gewimmel. Vom Unglück geradezu verfolgt kommen sie sich vor, von aller Welt verflucht und gemieden, als Spielzeug einfach dem Teufel ausgeliefert.

Gesang, Witze haben jeden Wert und Klang verloren: Unsinn all das, Maulheldentum, Spiegelfechtereien und Lüge. Wann hatte denn der Nebenmann zuletzt hell und freudig aufgelacht? Und die Musik? Wo steckte das Spiel? Wo die Töne und befeuernden Takte und Melodien? Eingeregnet im Schlund der Trompeten, die mit matten, glasigen Augen durch den trüben Tag wanken, ganz wie die Menschen!

Und ewig diese aufreizende Fratze vor Augen, bei jedem Schritt, immer gleich nah: der Himmel! Grau, stumpf, bössartig tief auf die nassen Baumkro-

nen sich lehrend, mit Regen und Regengewölk dicht gefüllt.

Die Brunnen in den Dörfern! Das war doch zum Wütend-, zum Tollwerden! So ein Unsinn. Ein Hohn! Ein offenkundiger Skandal! Künstliche Brunnen, indes das ganze Land ersoff! Brunnenwasser! Wie läppisch neben jenem Wasser, das von Bergen und aus allen Himmeln unaufhörlich fiel. Zum Donner!

Und dann diese Menschen in den Dörfern, träge lungernd um Scheune, Haus und Stall, mit bösen Augen in den Regen und auf die durchziehenden Soldaten starrend.

Aber manchmal bekommen sie es plötzlich mit der Empörung zu tun: Ein rechtschaffen trotziges Aufbegehren, nicht mehr feig versteckt. Einer beginnt, irgendwo, einmal an der Spitze des Zuges, ein andermal in der Mitte oder aus den hintersten Reihen. Einer beginnt zu singen. Ruckartig, auf-flackernd, wie ein kühn federnder Sprung, so beginnt es. Augenblicklich fallen andere Stimmen ein, helfen der ersten, tastenden Stimme völlig frei heraus aus Kehle und Herz, und dann, mit einem Male, schmettert der ganze Zug, jede Zunge. Ein Atem, eine Seele, ein Lied alles. Immer heftiger wirbelt der Gesang. Immer wilder, dröhnender, ungestümer schwillt er empor und wirbelt in alle Lüfte.

Donnerwetter, es galt doch, dem Himmel die Zähne zu weisen. Jawohl! Man war doch Soldat und also aus einem besseren Holze geschnitzt. Man war etwas. Man war zu etwas nütze und voll Verdienst. Pflicht, lebendige Leistung in Tun und Denken und jeder Zoll Verantwortung, das war man. Und es galt, diesen gaffenden Dorfnarren den ehrlich gebräunten Nacken zu zeigen, ihren Buben und Frauen und Mädchen zu imponieren. Man hatte also reichlich Grund zu spassen, zu lachen, zu triumphieren. War man denn so ein lachhafter Kerl wie jener schlaffe, ge-

sottene, blöde Bäckergeſelle, der — man ſtaune! — ſich am hellichten Tag mit aufgeſpanntem, poſſierlich gehandhabtem Regenschirm neugierig glotzend am Strassenrand aufgepflanzt hatte. War ſo etwas menschenmöglich unter dieſem Himmelsſtrich?

Der Geſang ballt ſich feſter, dichter über den ſingenden Reihen: Wanderlieder, Soldatenlieder jubilierten empor. Frühling und Sonnenschein, Trockenheit und immerblauer Himmel fallen aus den Zauberfalten der Lieder, hüllen und wölben den Zug ein. Verlockende Bilder umgaukeln die glänzenden Augen der Sänger. Der Regen, die Regenslandschaft, der troſtloſe Himmel: zerbrochen alles, aufgelöst, zersungen. Die grauen Farben verflogen. Sie ſchreiten ſingend, in fröhlichem Wandertakt, in ein himmlisch gebreitetes Frühlingſland hinein. Der Sommer duftet ihnen von allen Seiten entgegen. Goldene Fülle neigt ſich ihrem Fuſs und säumt den Weg. Und ein milder, ſanfter, goldener Regen ſtreicht ihnen zärtlich aus Geſicht und Stirne Not, Nässe und Armut früherer harter Stunden und Tage und Jahre. Wie hat nun alles ein anderes Geſicht! Ein glücklich lächelndes, gütig zuneigendes, voll Liebe, Traum, Seligkeit und wunderbar ſtrömender Wärme: Die Wälder und Berge und Täler. An allen Wegen die Bäume, die Menſchen, die Häuſer. Die Kameraden und das Pferd, das luſtig tänzelnde, des Hauptmanns! Alle Lande und Wege weit ruft ihr Geſang zum Blühen.

*

Und ſinken dann ihre Stimmen ermüdet wieder langſam in das frühere Schweigen und Brüten zurück, dann ſchlagen von neuem wie zuvor Regen und grauer Himmel klatschend über den geſenkten Köpfen zuſammen.

Und es regnet wieder immerzu, wie zuvor. Alles iſt wieder grau, ſchimmelig, ſchmutzig umſponnen. Von allen Seiten klatscht der Regen. Von vorn

peitscht ihn der Wind, von links und rechts und hinten ein Teufel oder Gott. Wer will es wiſſen? Und ſelbſt die Erde ſpeit wieder Regen zurück, gluckſend: das Waſſer ſpritzt unter der marſchierenden Kolonne über die Strassenränder hinaus, weit in die Wiesen hinüber. Die Felder ſind glitschig, der Ackergrund klebrig, ganz durchwühlt und gelockert; der Waldboden faulig riechend, mit Pilzen üppig durchſät.

Und wie ſie nun am Leibe durchnässt ſind! Der Regen fällt auf Schulter und Nasenspitze, kriecht den Nacken und Hals hinunter, über Schulter und Arme und Hände, die Beine hinunter, die Füſſe in den Schuhen ekelhaft auslaugend! Jeder Faden tropfend naſſ. Der Tornister iſt ſo ſchwer und ſtill, wie eingeschlafen. Warum klappert er jetzt nicht mehr luſtig ſein trockenſes, fröhlich befeuerndes Lachen? Der gute Wandertakt, wo iſt er? Und durch die Tornister gar ſickert der Regen und macht das Innere feucht, naſſ und garſtig; alles iſt durchtränkt: die Wäſche, das Brot, der Käſe. Und der Zucker beginnt breiig zu zerlaufen. Und die armen, unſchuldigen Zigarrenſtumpen. Aber zum Teufel auch, wer möchte noch rauchen — ?

Esſen, eſſen und trinken, ja das ging. Nie konnte man genug kriegen. Immer war man hungrig. Suppe, Tee, Kaffee verſchlingen ſie gierig ſchmatzend, ſchweigend. Wie dampft ihnen die Wärme wohlig in Geſicht und Naſe und Stirn!

Und zu Abend fallen ſie im Quartier dumpf und ſchwer wie Tiere in das locker geſchichtete Stroh der Tennen. Und ſchlafen ſofort ein; traumlos, ächzend, unruhig, gequält.

Sendet das feuchte, nicht trocken raſchelnde Stroh, in das ſie ihre frierenden, naſſen Glieder gewühlt, noch Dunſt von Nässe und Feuchte und Regen feindlich hinüber in ihren kargen Schlummer?